freier Rückreise innerhalb von 2 Jahren für den Fall des Nichtgefallens nicht den Erfahrungen.

Dabei haben die Agenten den Leuten nie gesagt, daß man vor allem körperlich tüchtige, in der Landwirtschaft erfahrene Leute in Brasilien braucht. Sie haben ruhig auch körperlich schwache Leute oder Leute, die von der Landwirtschaft weniger oder nichts verstehen, geworben. Das Allerschlimmste aber ist, daß sie die Leute systematisch vor allem Rat holen bei richtigen Auskunftsstellen, etwa beim Ev. Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen, gewarnt haben.

Gegen solche Agenten kann nicht scharf genug vorgegangen werden. Erst vor Kurzem ist in Berlin einer zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Dabei ist herausgekommen, daß er von der Regierung des Brasilianischen Staates Minas Geraes für jede 5köpfige Familie, die er zur Auswanderung bewegt, 150 Mark bekommt, für jeden einzelnen Handwerker 32 Mark. Aus dieser Tatsache ist es zu erklären, daß die Agenten, die gegenwärtig in Württemberg ihr Wesen treiben, künstlich 5köpfige Familien konstruieren. Leute, die einander gar nichts angehen, werden zum Teil unter fremden Namen hinüberbefördert.

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

Die Reise des Präsidenten Poincare nach Spanien und die engeren Beziehungen, die sie zwischen den beiden Ländern zu knüpfen bestimmt gewesen ist, haben in Marseille die Hoffnung geweckt, daß sich Spanien durch die Wiedererstattung einer wertvollen Erinnerung der Stadt dankbar erweisen wird. Es handelt sich um eine gewaltige, schwere eiserne Kette, deren Glieder vom Rost der Jahrhunderte angefressen sind, und die heute als Siegestrophäe in der Kathedrale von Valenzia hängt. Die Reliquie hat ihre Geschichte. Im Jahre 1423 erschien in einer dunklen Novembernacht König Alfons von Aragonien, an der Spitze von 20 wohlbewaffneten Galeeren, um Sühne für die Entführung zweier Kriegsschiffe zu fordern, die die Marseiller ihm zwei Jahre vorher genommen hatten. Die Stadt war in diesem Augenblick vollständig von Schiffen und Soldaten entblößt, da die gesamte Land- und Seemacht von Marseille zurzeit am Werke war, die Rechte Ludwigs III. der Provenze bei der Erbfolge der Königin Johanna von Neapel wahrzunehmen. Der Angriff auf die Stadt kam zudem völlig unerwartet. Der Hafeneingang war einfach durch eine Kette gesperrt, die zwischen den Türmen von Saint-Jean und Saint-Nicolas gespannt war. Unter diesen Umständen war es für die Soldaten des Königs von Aragonien ein Kinderspiel in die Stadt einzudringen. Sie durchschnitten einfach die schützende Kette, landeten und hausten drei Tage in der Stadt. Dann fuhren sie wieder weg und nahmen die Hafenkette als Siegeszeichen nach der Heimat mit. Diese historische Reliquie wieder zu erhalten, ist der heiße Wunsch der Bürger von Marseille, und man darf von dem ritterlichen Sinn des Königs von Spanien erwarten, daß er diesem bescheidenen patriotischen Wunsch Erfüllung gewähren wird.

Eine grüne Oase auf Spitzbergen.

Der junge schweizerische Meteorologe Dr. Stoll, der in diesem Sommer mit Unterstützung des Fürsten von Monaco auf Spitzbergen meteorologische sowie naturhistorische und geographische Studien getrieben, hat, wie aus Christiania geschrieben wird, auf seiner Expedition eine Entdeckung gemacht, die berechtigtes Aufsehen erregen dürfte. In der Nähe der Braganza Bay auf der Südwestinsel Spitzbergens ist er auf eine grüne Oase gestoßen, die vom Binneneis im Gegensatz zu ihrer weiteren Umgebung nicht allein völlig frei war, sondern auch eine üppige Vegetation zeigte. Selbst Blumen wuchsen dort in Fülle. Die Oase hat eine Länge von etwa 60 bis 70 Kilometer. Der Forscher spricht dieses Tal als Durchgangsweg der Renntiere auf ihren Wanderungen von der westlichen zur östlichen Küste Spitzbergens an. Die Mitteilungen Dr. Stolls werden umso eher Aufsehen erregen, als die Braganza Bay einer der besuchtesten Punkte auf Spitzbergen ist und man bislang annahm, die Topographie des Landes genau zu kennen. Und zweifellos wird der Gelehrte über seine Entdeckung noch nähere Einzelheiten verlauten lassen.

Die Flüela-Uebung.

Die Nacht wird kühl! Wen das wohl reizt!
Da ziehn wir lieber Leine.
Wird das Gebirge nicht geheizt,
So kriegt man kalte Beine.
Wir sind mit Leib und Seel' Soldat,
Doch höchstens bei + 15 Grad;
Wir lassen uns nicht trietzen —
Mer san Militzen!

Der Führer kommt nicht? Also los!
Pfui Deibel, wie ich friere!
Es schmeckt der Glühwein in Davos
Auch ohne Offiziere.
Was Disziplin! Der Schweizer will
Freiheit und keinen Preußendrill.
Man muß den Unterschied seh'n —
Mer san Militzen!

Wir sind durchaus bereit im Streit
Den Gegner zu verkloppen,
Doch nur zur guten Jahreszeit
Und vor dem Abendschoppen,
Macht sich der Feind im Winter groß,
So bleiben still wir zu Davos
Am warmen Ofen sitzen —
Mer san Militzen!

„Caliban" im „Tag".

— Vergleich. Besuch (im bilderreichen Maleratelier): „Was, Sie haben nichts auszustellen? Da erinnern Sie mich lebhaft an meine Frau — sie hat die Schränke voll Kleider und dabei nie 'was anzuziehen."

— Ein Gemütsmensch. Pfarrer: „Aber Sepp, wie konntet Ihr Euch nur zur Beerdigung Eurer Frau so toll und voll antrinken?" — Bauer: „Ja, schaugen S', Herr Pfarrar, nüchtern kann i halt gar net woana."

Rätsel-Ecke.

Zifferblatträtsel.

Anstelle der Ziffern des Zifferblattes einer Uhr sind Buchstaben zu setzen derart, daß die zwischen dem Stunden- und Minutenzeiger liegenden Buchstaben Wörter von nachstehender Bedeutung bilden, wobei der Stundenzeiger aber immer auf der vollen Stundenzahl gedacht wird.

1 Uhr	10 Min.	=	Fluß in Asien
1 „	20 „	=	militärischer Rang
3 „	30 „	=	Umstandswort
5 „	45 „	=	Mineral
7 „	40 „	=	Nahrungsmittel
7 „	50 „	=	Zahlwort
8 „	— „	=	geographische Bezeichnung
12 „	10 „	=	Anerkennung.

Auflösung des Scherzrätsels von voriger Nummer.
Reis, Fri—Kasse—e, Frikasse.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: E. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt des Freien Schwarzwälder.

Nr. 81. Wildbad, Samstag den 11. Oktober. 1913.

Herbst am Niederrhein.

Feuerbündel auf braunen Flächen,
Rote Funken in Rauch und Luft,
Rauhe Hände, — sammeln und brechen
Würziger, herber Nebelduft.

Trübe schleichende Sonnenstrahlen,
Winterkündende Wolkenschicht.
Scheue, huschende Schatten malen
Falbes, schwankendes Dämmerlicht.

Weite, weite, wiegende Wogen,
Dumpfes Rollen an Uferstrand.
Kühle Winde kommen gezogen
Durch die Weiden am stillen Strand.

Und im Winde die Weiden neigen
Lichtgesättigt das Haupt zurück.
Feucht aus Scholle und Wassern steigen
Träume, — müd entschlummerndes Glück.

Spieler.

10] Moderner Kulturroman von Hans Hyan.

Als Arnold die Treppe zu der Wohnung der beiden Spieler zum zweitenmal heraufstieg, war ihm nicht mehr so leicht zumute, wie beim erstenmal. Die Siegesgewißheit, mit welcher er den beiden vorhin entgegengetreten wäre, war gewichen und er stand jetzt mehr unter dem Banne einer Pflicht, der er sich unter keinen Umständen entziehen durfte.

Er wurde das Gefühl nicht los, daß er da oben etwas Unerwartetem, Gefährlichem gegenüber stehen sollte. Aber Arnold von Sandrat gehörte einer alten Offiziersfamilie an, seine Brüder, seine Oheime, alle Männer seiner Sippe mit Ausnahme des Vaters und seiner Person selbst waren Militärs gewesen. Furcht kannte er nicht, nur die ernste Empfindung, die den Soldaten am Vorabend der Schlacht erfüllt, beengte sein Herz.

Er betrat das Zimmer, in welchem die beiden Falschspieler sich befanden, mit jener Kälte im Antlitz, die einfachen, anständigen Menschen leicht imponieren konnte, hier aber vollkommen ihren Zweck verfehlte.

Dabei wurde er mit der größten Höflichkeit empfangen.

Aber von Sandrat schlug den ihm angebotenen Sitz aus.

„Ich möchte stehenden Fußes mit Ihnen verhandeln —" das „meine Herren" ließ er absichtlich fort, wie er sich denn überhaupt zwang, unhöflich zu sein, um ja nichts von seiner Energie, von seiner Verachtung diesem aalglatten Menschen, dem Spanier, gegenüber einzubüßen.

Don Miguel verlor sein Lächeln nicht, er verneigte sich und fragte: „Und was steht zu Ihren Diensten?"

Sandrat ließ seine Blicke langsam von di Baranco zu Wunderlich hinübergleiten, der sich wieder in seinen Sessel niedergelassen hatte und nun mit nervösem Zwinkern an ihm vorbeiblickte, dann sagte der Freiherr kühlen Tones, jedes Wort gleichsam abmessend: „Ich will Ihnen nur sagen, daß ich Sie beide als Falschspieler entlarvt habe und daß ich davon Anzeige bei der Staatsanwaltschaft mache, wenn Sie nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden von der Bildfläche verschwunden sind!"

Der Spanier lächelte nur immer, er sagte kein Wort.

Und dieses lächelnde Schweigen — das fühlte von Sandrat — würde ihn noch um seine Überlegenheit, um seine Festigkeit bringen! Die Besorgnis vor dem Unbestimmten, das er nicht kannte, dessen drohende Nähe er aber immer deutlicher empfand, nahm seiner Anklage ihren Stolz und ihre Kraft.

Da sah er zu Wunderlich hinüber, der in einem vollständigen seelischen Zusammenbruch, mit hängenden Armen und gebeugten Hauptes dasaß, so ein Bild des jammervollsten Eingeständnisses seiner Schuld bietend.

Und wie Sandrat diesen ganz geknickten und gebrochenen Menschen ansah, der zweifellos auch nur ein Opfer dieses spanischen Betrügers war, da überkam ihn ein tiefes Mitleid mit dem Manne, der seiner Kaste entstammte und der, ein trockenes Reis am Adelsbaum, wohl sein Mitleid verdient hätte.

Aber es war nicht möglich, ihn allein zu schonen! Vielleicht ließ sich später etwas für ihn tun, jetzt, jetzt mußte einfach die Gerechtigkeit walten!

Und sich hoch aufrichtend, fragte Arnold von Sandrat: „Wollen Sie es leugnen, Herr di Baranco, daß Sie gestern abend beim Herrn Marquis de la Grandvilliere mit Herrn von Wunderlich zusammen falsch gespielt haben — wollen Sie das leugnen?"

Das Lächeln des Spaniers hatte etwas Unheimliches, seine schwarzen, funkelnden Augen hefteten sich, wie bei einem Raubtier, das seine Beute belauert, auf den Freiherrn.

„Nein", sagte er jetzt mit seiner wohlklingenden Stimme, die er absichtlich dämpfte, „nein, das leugne ich gar nicht! Wir beide, der Herr dort und ich", er nickte dabei mit einer eleganten Handbewegung zu von Wunderlich hinüber, „wir beide spielen immer falsch! . . . Von jeher schon! . . . Wir sind sogar in der Spielerwelt, in den großen Städten, meine ich, sehr bekannt, wir beide! Jawohl: „Coup de foudre!" (Blitzschlag.) Euer Gnaden zu dienen!"

Er tippte dabei leicht auf seine weiße Hemdbrust: „Und „le Baron"!" Er deutete auf von Wunderlich, der mit einem wie geistesabwesenden Gesicht zu seinem Kumpan aufblickte.

„Man hat nämlich", fuhr der Spanier fort, „meiner Hand (Kumpan) diesen Spitznamen gegeben, weil er außer seinem Adel keine für das Falschspiel nennenswerten Eigenschaften besitzt. Ich hingegen heiße der „Blitzstrahl", weil . . ."

Und er hatte auf einmal wieder, gerade als sei es aus seinem Handteller herausgeschossen, ein Kartenspiel in der Hand, mit dem er „mit einer Hand" fortwährend die Volte schlug, wobei er jedesmal die neu nach oben geschnellte Karte dem Freiherrn vorwies, der so verblüfft war von dieser Gaunerfrechheit, daß er sich jetzt erst zusammenreißen und hastig erwidern konnte: „Das ist mir alles vollständig gleichgültig! Es interessiert mich absolut nicht! Und ich sage Ihnen noch einmal, wenn Sie bis morgen nicht Berlin den Rücken gekehrt haben, so mache ich Anzeige bei der Staatsanwaltschaft und lasse Sie verhaften!"

Damit drehte sich von Sandrat kurz um und wollte das Gemach verlassen.

„Herr von Sandrat, um Gottes willen! Ich beschwöre Sie!"

— von Wunderlich, der keine Ahnung hatte von den Beobachtungen, die Sandrat am Abend vorher gemacht, dem di Baranco auch nicht ein Sterbenswort davon gesagt hatte, der war dem sich Entfernenden nachgestürzt und hat nun, den anderen am Ärmel haltend: „Ich flehe Sie an, Herr von Sandrat, haben Sie Erbarmen mit mir! Ja, ja, ich muß es ja gestehen, ich habe mich Jahre und Jahre lang vom Falschspiel ernährt . . . Aber bei Gott! wohl ist mir nie dabei gewesen! Tausendmal hab' ich Schluß machen wollen damit, aber man will doch leben! Ich bin ein kaputer Mensch, meine Nerven sind hin! Was soll ich tun?! Ich bitte Sie, denken Sie an meine Verwandten, die alles hochanständige Leute und in den besten Stellungen sind! Ich bitte Sie, Herr von Sandrat!"

Dem Freiherrn war die Verzweiflung dieses Menschen da sehr peinlich! Zum Teufel, er wollte ihm doch absolut nicht an den Kragen! Nur verschwinden sollte er aus Berlin . . . fort! fort! Und so sagte er denn, seinen Ärmel freimachend und instinktiv über die Stelle, die jener festgehalten hatte, mit der Hand hinfahrend: „Aber nein! Ich stelle es Ihnen ja frei! Wenn Sie meinem Wunsch Gehör geben und verduften, so denkt niemand von uns daran, Skandal zu machen . . . schon im eigensten Interesse nicht . . . Denn . . ."

„Da haben Sie recht, mein Herr, schon in Ihrem eigensten Interesse!"

Der Spanier, der sich bis jetzt vollkommen passiv verhalten hatte, sprach mit einemmal dazwischen. Er dachte nicht daran, den beiden auch nur einen einzigen Schritt näher zu treten.

Durch das halbe Zimmer getrennt von ihnen, stand er in seinem Schlafrock aus rotem Seidensamt, der im Licht funkelte und seinem Träger wirklich etwas von einem Teufel gab, vor ihnen und lachte hell auf, als er die verdutzten Mienen der beiden Adligen sah: „Ja, ja! In Ihrem eigensten Interesse, Herr Baron! Denn da Sie bei unserem Prozeß zweifellos als Zeuge vor Gericht erscheinen müßten, so würden Ihre Bekannten auch erfahren, wovon Sie Ihren Lebensunterhalt bestreiten, Herr von Sandrat!"

Der Freiherr fuhr mit der Linken nach dem Gesicht, als wollte er die aufsteigende Röte verdecken. Aber so rückte er nur das Einglas fester und sagte dann in einem ihm sonst nicht eigenen, leicht näselnden Tone: „So, so, wird wohl die Leute wenig interessieren, wovon ich lebe! Jawohl, hat ja gar kein Interesse."

Aber in der kurzen Zeit, in der er diese wenigen Worte aussprach, kreuzten sich tausend Gedanken in seinem auf einmal total verwirrten Schädel. Was wußte denn der Kerl? Er konnte ja doch nichts Positives wissen! Woher denn? Na, sicher, der Gauner wollte bloß auf den Strauch schlagen! Daß er wirklich etwas wußte, war ja total unmöglich!

Doch der Spanier benahm dem Freiherrn schnell jeden Zweifel an seiner Wissenschaft.

„Die Welt würde erfahren", sagte er mit einem widerwärtigen Lachen, „daß der Herr Baron von Sandrat sich mit Heiratsvermittlungen befaßt und daß er auch nichts gegen kleine Wuchergeschäfte hat, wenn nur ordentlich dabei verdient wird!"

„Das ist nicht wahr!" stampfte von Sandrat auf, „ich habe noch nie in meinem Leben Wuchergeschäfte gemacht! Noch niemals!"

„Aber die Adressen haben Sie den Herren de la cravatte gegeben, mein Bester! Jawohl, dazu sind Sie ja natürlich viel zu nobel, selbst solche Geschäfte zu etablieren! Sie gehen nur hin und sagen: „Der Herr Baron von X. ist in einer Situation, wo man ihm mit einem Darlehn von ein paar tausend Mark einen großen Gefallen erweisen könnte . . ." Oder wenn der Baron von X. sich zufällig an Sie wendet, dann erwidern Sie ihm: „Aber, lieber Freund, nichts einfacher als das! Sie haben nur nötig, zu Herrn Meyer in der Friedrichstraße zu gehen, der wartet schon darauf, Ihnen seinen Beistand leihen zu können!" Und wenn die Komtesse P. irgendwelchen Anlaß hat, schnell unter die Haube zu kommen, dann erscheinen wieder Sie, bester Herr von Sandrat, und flüstern der gräflichen Mama ins Ohr, daß da irgend so ein Herr von Wunderlich herumläuft, der förmlich darauf brennt, die Komtesse zu ehelichen . . . Daß der Baron von X. für sein Darlehn von zehntausend Mark viertausend in Teppichen, zweitausend in Zigarren, dreitausend in Wein und den Rest in bar bekommt, davon wissen Sie natürlich ebensowenig was, wie von der unglücklichen Ehe, in die Ihre Hintermänner die arme Komtesse hineingehetzt haben! Oder ist es nicht so, Herr von Sandrat, wie?"

Der Freiherr erbebte bis in die Lippen unter den grausamen Worten des Falschspielers. Nein! so wie dieser sagte, so war es nicht! . . . Er hatte seines Wissens niemand in eine unglückliche Ehe hineingetrieben! Im Gegenteil, er kannte mehrere hochangesehene Leute, die, ohne daß sie das geringste ahnten, durch seine Beihilfe Ehen geschlossen hatten und recht glücklich lebten mit ihren Frauen. Sie hätten ihm gewiß nur Dank gewußt dafür, ihm, der die paar hundert Mark, die er durch die Abgabe solcher Adressen an ein Konsortium von wirklich reellen Heiratsvermittlern verdiente, so bitter notwendig gebrauchte. Freilich, mit den Geldgeschäften, da lag es etwas anders! Da war es eben nicht möglich, so haarscharf zu sieben! Darlehngeber sind nun mal keine Engel! Und da war es ihm wirklich passiert, daß er seine Adressen einem Schieber übermittelt hatte, den er nicht kannte und der sie dann sofort an ein paar ganz gefährliche Wucherer weiter gab. Da waren wirklich ein paar Kavaliere — indirekt auf seine Veranlassung — schwer reingelegt worden! Aber er selbst hatte auch nicht einen Pfennig bei der Sache gehabt, und selbstredend hatte er von da an mit den betreffenden Geldleuten jede Verbindung abgebrochen! Nein, sein Verdienst bestand auch da in einer sehr bescheidenen Provision, die ihm der Geldmann, ein kleinerer Bankier, zahlte. Wahrhaftig, das war keine unfaire Sache!

Und doch . . . und doch! Wenn auch nur einer von denen, die er seine Freunde nannte, ein Wort erfuhr von diesen kleinen, an sich so harmlosen Transaktionen, dann sprach keiner von denen, die heute noch gern mit ihm Arm in Arm Unter den Linden spazieren gingen, eine Silbe mehr mit ihm! Dann war er fertig! . . . total futsch!

Und dann konnte er hingehen und sich eine Kugel in den Kopf schießen! Denn ohne seine Standesgenossen leben, da unten mit den Proleten verkehren — brrr! . . . nee, lieber tot!

„Na", sagte der Spanier, jetzt wieder ganz geschmeidig, „Sie haben sich das wohl doch überlegt, Herr Baron?"

Der Freiherr hob den Blick und sah tiefaufseufzend von Wunderlich ins Gesicht, der ihn halb ungläubig, halb bestürzt und doch auch wieder voll Mitleid anblickte.

Arnold von Sandrat war dieses Betrachten, dem sich auch schon eine gewisse Vertraulichkeit beimischte, fast noch peinlicher als das zynische Lächeln des Spaniers.

„Was wollen Sie von mir?" sagte er, „Sie wissen, daß Sie mich mit der Kenntnis dieser Tatsachen in der Hand haben, und Sie sind sicher nicht der Mann, der sich solchen Vorteil entgehen läßt! . . . also machen Sie's kurz!"

Der Spanier nickte.

„Alles, was Sie wollen, mein Herr! Ich möchte Sie bitten, diese Geschäfte, die Ihnen ja doch nichts einbringen, für künftig beiseite zu lassen und sich dafür mit uns beiden zu associieren. Sie haben, wie ich gesehen habe, eine leichte Hand und . . ."

Weiter kam er nicht. Der Freiherr war auf ihn losgesprungen, hatte mit starker Faust seinen roten Schlafrock vorn an der Brust gefaßt und schrie, ihn schüttelnd: „Herrrr! . . . was unterstehen Sie sich?!"

Aber merkwürdig, der Spanier stand wie ein in den Boden gerammter Pfeiler, er wankte kaum, wie die doch gewiß nicht schwächliche Faust des Adligen ihn rüttelte.

Und jetzt flammte das Auge des Südländers gefährlich auf; seine Rechte glitt hinter das Beinkleid und, gleich einer blitzenden Schlange, fuhr das kurze Stilett aus der Scheide.

Von Sandrat wich zurück.

„Ich hätte mir's denken können!" sagte er dann mit einem Achselzucken, „Leute Ihres Kalibers haben stets so etwas in der Tasche!"

Der Spanier neigte, ohne daß seine dunklen Augen die des andern verließen, mehrmals das Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldstadt Rome.

Ein gewaltiger Wolkenbruch hat der Stadt Rome an der Westküste Alaska am Montag den Todesstoß gegeben. Lange schon war sie dem Siechtum verfallen. Ihre Häuser und Hütten begannen sich zu leeren: das Gold war dem Erschöpfen nahe, und die Undankbaren kehrten der Stätte, die viele von ihnen aus armen „Prospektors", heimatlosen Abenteurern zu reichen Leuten gemacht hatte, den Rücken. Die Geschichte des Rome-Golddistriktes liest sich wie ein Märchen aus der Polarregion. Im Jahre 1898 war es, so berichtet Frau Fama, als drei arme Trapper auf der Seeward-Halbinsel, der südlichsten der drei Alaskahalbinseln, die der Mündung des großen Yukonstromes, der vom Goldlande Klondyke herströmt, gegenüberliegt, jagten. Das Wild kam nur spärlich vor die Flinte. Entmutigt wollte man der öden Wildnis schon den Rücken kehren. Da, man lagerte gerade an dem Anvil Creek, einem winzigen Flüßchen, beschloß man eines Abends zu fischen. Plötzlich sah einer der Drei es auf dem Grunde des seichten Gewässers gelblich blitzen. Kein Zweifel, so durchschoß es ihn, der Flußsand enthielt Gold. Am Abend stellten die drei dann noch eine flüchtige Probe an. Das Ergebnis war riesig ermutigend, und am nächnächsten Tage begannen sie dann regelrecht zu „waschen", und — innerhalb von drei Tagen hatten sie für 50 000 Mark Gold gewonnen.

Trotz aller Mühen blieb das Geheimnis nicht gewahrt. Die Kunde drang schnell in alle Welt hinaus, und Scharen Goldhungriger strömten herbei. Die ganze kleine Halbinsel ward die kreuz und die quer durchforscht, und abermals lohnte sich die Mühe. Der Snake und Rome-River erwiesen sich ebenfalls als goldhaltig, und im Nu entstanden jetzt bedeutende Goldseifen, die sich die Flußtäler hinab bis zum Meeresstrande hinzogen. Die Städte sproßten wie Pilze aus der Erde. Allen voran wuchs Rome, am gleichnamigen Flüßchen, das einen geradezu ungeahnten Aufschwung erlebte. Ein Jahr nach der Gründung betrug seine Einwohnerzahl schon 12 500 Einwohner, die meist in Hütten und Baracken in dieser unwirtlichen Gegend ein elendes Dasein fristeten. Die Lebensmittel waren nur schwer herbeizuschaffen, infolgedessen maßlos teuer, und die alltäglichen Nahrungsmittel und Gegenstände wurden buchstäblich mit Gold aufgewogen. Es spielte sich hier dasselbe Schauspiel ab, das bei der Entdeckung eines jeden Goldlandes wiederkehrt: die eigentlichen Goldgräber, die Gewinner des kostbaren Edelmetalls, ziehen nur zum geringsten Teile den Nutzen aus ihrem Funde. Der Riesengewinn wandert vielmehr in die Taschen der geschäftskundigen Unternehmer, der Händler und Gastwirte, die nach kurzer Zeit stets dem Goldlande den Rücken kehrten und mit ihren großen Gewinnen sich in kultivierten Ländern niederließen, um sie dort in behäbiger Stille zu verzehren. In Rome City regierte selbstverständlich anfangs das Gesetz der Wildnis. „Auge um Auge, Zahn um Zahn", so hieß es, und dieser Spruch, der allgemein anerkannt war, erübrigte alle Rechtseinrichtungen. Natürlich ward diesen wilden Zuständen bald ein Ende gesetzt, und die Amerikaner, die Herren des Landes, brachten die Gegend unter eine geregelte Verwaltung.

Aber so schnell des Städtchens Stern emporgestiegen war, so schnell sank er auch wieder, und der Orkan hat der dem Untergange geweihten Stadt eigentlich nur den letzten Gnadenstoß gegeben. Die Goldfunde ließen stark nach, und da das Lebenselement Noves im Versiegen war, so kehrten ihm auch seine Bewohner allmählich den Rücken. Steinhäuser zählte die Stadt ja überhaupt nur wenige. Man lebte in Holzhütten und Baracken, und trotz ihrer verhältnismäßig großen Einwohnerzahl machte die Stadt eher den Eindruck eines großen Lagers. Alljährlich im Sommer stieg die Einwohnerzahl zwar etwas. Wenn der harte, strenge Winter der Polarregion kam, denn kehrten aber alle jene, die mit der wärmenden Sonne gekommen waren, wieder zurück, und ihnen schloß sich jedes Mal ein gut Teil der Bevölkerung an. Neuerdings lohnte sich die Goldwäscherei überhaupt kaum mehr, und Rome soll in den letzten Jahren nicht mehr als 800 Köpfe gezählt haben. Es ist daher nicht anzunehmen, daß überaus viele Menschenleben, wie es in den Drahtnachrichten heißt, bei der Katastrophe ums Leben gekommen sind.

Frankreichs letztes Aufgebot von 1813.

Am Donnerstag den 7. Oktober 1813 begab sich die Kaiserin Regentin Marie Luise in feierlichem Zuge unter Entfaltung des prächtigsten Pompes in den Senat, um der Körperschaft das Gesetz über die Aushebung von 280 000 Mann — es war das letzte Menschenmaterial, das das erschöpfte Frankreich noch auf die Beine bringen konnte — — vorzulegen. In einer höchst bemerkenswerten Rede wies sie die versammelten Senatoren auf den Ernst der Stunde hin, in einer Rede, die zeigt, daß die österreichische Erzherzogin ganz französisch geworden war. „Senatoren", so begann sie, „die Hauptmächte Europas, die der ewigen Anmaßungen Englands müde waren, hatten ihre Heere im vergangenen Jahre mit dem unsrigen vereint, um den Frieden der Welt herzustellen und die Rechte aller Völker wieder zur Geltung zu bringen. Aber bei der ersten Gelegenheit ist bei den Völkern die schlummernde Kriegsleidenschaft wieder erwacht. England und Rußland haben Preußen und Oesterreich (!) auf ihre Seite gezogen, um unsere Verbündeten zu vernichten und sie wegen der uns gehaltenen Treue zu bestrafen. Die Feinde wollen selbst den Krieg in unser schönes Land hineintragen und die Triumphe rächen, die unsere siegreichen Adler inmitten ihrer Länder errungen haben. Ich weiß wohl, daß unser Volk Niemanden zu fürchten hat. Aber Franzosen! Euer Kaiser, das Vaterland und die Ehre rufen Euch zu den Fahnen". Darauf begründeten die Minister die Aushebung von 280 000 Mann, und zwar mußte man den noch nicht 18 Jahre alten Jahrgang schon einziehen. Die Vorlage wurde einer Kommission überwiesen, die aber selbstverständlich einige Tage darauf dem Senat die Zustimmung anempfahl, und der Präfekt des Seinedepartements konnte der Kaiserin Regentin in einer überaus patriotischen Ansprache die Annahme der Vorlage mitteilen.

Auswanderungsagenten.

Immer wieder bestätigen die Erfahrungen, wie angebracht die Warnungen vor unüberlegter Auswanderung sind; das um so mehr, als auch in unserem Land Auswanderungsagenten ihr Wesen treiben. Erst am 11. bezw. 17. September sind gegen 30 Leute von Stuttgart und Umgebung über Amsterdam nach Brasilien ausgewandert. Dieselben scheinen von einem Agenten in Leipzig bezw. dessen Unteragenten gewonnen worden zu sein. Die ganze Sache wurde möglichst geheim betrieben.

Den Auswanderern gegenüber ist im Versprechen auf der einen Seite, im Verschweigen auf der anderen Seite Großes geleistet worden. Es ist ihnen freie Ueberfahrt versprochen, dabei aber verschwiegen worden, daß die diese Ueberfahrt drüben in jährlichen Raten an die Regierung wieder abzahlen müssen. Es ist ihnen ein Stück Land und Unterstützung für die erste Zeit versprochen, dabei aber verschwiegen worden, daß die Unterstützung nur die ersten 6 Monate gewährt wird und daß Land wie Unterstützung wieder in Raten abbezahlt werden muß und zwar innerhalb der kurzen Zeit von 7 Jahren. Es ist ihnen Freizügigkeit versprochen, dabei aber verschwiegen worden, daß tatsächlich, wenn sie Land von der Regierung bekommen wollen, die Freizügigkeit nur in der Wahl zwischen etlichen Regierungskolonien besteht, die sämtlich in entlegenen Gebieten liegen, wo die Absatzverhältnisse außerordentlich schlecht sind. Ferner entspricht die Zusage

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW